

Unsere Heimat

Herausgegeben von Gustav Kleibele

Der deutsche Wald spricht zu allen Wanderern:

Ich habe mich für Euch geschmückt mit lichter, grüner Seide, und frühlingsbunt mich ausgestickt durch blumiges Geschmeide.

Ich ströme Euch gar würz'ge Luft in Eure müden Kehlen, und will mit meinem frischen Duft erfrischen Eure Seelen.

Ich lasse süßen Vogelschall von allen Zweigen klingen, das Lied der kleinen Sänger all soll Euch zu Herzen dringen.

Nun ist's an Euch, das liebevoll verstehend aufzunehmen, Gebärdet Euch nicht übertoll: Ich müßt mich Eurer schämen!

Beim Oberlausitzbauer.

Von Hermann Klippel.

Blank und gepflastert geht die Straße durchs lange Dorf und hastet vorbei an Schulen und Wohnhäusern und Verkaufsläden. Hinten aber, der großen Straße parallel, wo die Obstbäume stehen und die Wiesengärten hinausgreifen, da läuft an Zäunen entlang, schmal und holperig gewunden, die „hintere Dorfstraße“. Ein Quäntchen Stille und Friedlichkeit ist hier wohnen geblieben, wo es noch nicht ganz so scharf mit den Verkehrsvorschriften hergeht und wo, unter Apfel- und Birnbäumen verschanzt, die Häuser der Lausitzbauern stehen.

Ich streife am alten Stangenzaun mit den schiefen Steinfäulen entlang, bis ich an das Lattentor des Richter-Bauern komme. Pflichtgetreu beginnt der Wolfspiß an der Kette zu toben, als ich die Staketentür aufstoße, und vor der weißen Gänjeschar zischt gar böse der Gänserich mit waagerecht gestrecktem Hals. Gedehnt kommt, ob des Lärmes auf dem Hofe, ein mühesames Fragen hinter der angelehnten Stalltüre hervor. Drüben in der Scheune, wo man beim Dreschen ist, da rattert und rauscht und rumort es und graue Staubschwaden ziehen aus dem weit geöffneten Scheunentor hervor. Ein naturlebendiges Treiben und Tönen ist ringsumher, und unter den runden Balkenbögen der hölzernen Wohnstube grüßt vor den weißen Fenstern eine üppige Front brennender Pelargonien und zierlicher Glockenblumen. Wie immer, wenn ich einen dieser Bauernhöfe betrete, ist es mir, als sei ich auf einer warmen Insel angelangt, da man sicher und geborgen leben kann.

Drinnen trete ich nicht an die erste Tür, denn da ist die zumeist verschlossene gute Stube. Weiter hinten im Flur muß ich anklopfen, wenn ich ein „Herein“ erwarten will. Und dachte ich mirs doch: die alte Mutter Richtern sitzt in der großen Küchenstube vor einem Korb voll reparaturbedürftigen Strumpfwerkes. Sie rückt die Brille

auf die Stirn hinauf und lächelt mir zu. Sie ist gar nicht ungehalten über die abwechselnde Störung; kennt sie mich doch seit Jahr und Tag. Ich setze mich an den mächtig ausladenden, weißgeschuerten Tisch unter das Wandbrett, wo griffbereit die zerlesene Bibel und das Gebetbuch liegen. Und die alte Bäuerin beginnt zu erzählen von Frucht und Ernte, von Gott und von Haus und Familie.

Wie sich die jungen Leute machen, frage ich; denn der Mag, der Sohn, hat seit einem Jahr mit seiner jungen Frau, die eine Tochter vom Zentner-Bauer aus Weissa ist, die Wirtschaft übernommen. Die junge Frau tät gut in die Wirtschaft passen, aber nobel sei sie auch. Dabei öffnet die Alte die Glastür zur guten Stube und läßt mich einen Blick auf die neuen Möbel werfen. Obgleich ich den heimlichen Stolz in ihrem Gesicht lese, tut sie so, als sei sie unzufrieden und spricht: „A bissel Zucht mit dar Puzerei! Ich hoa immer gesoit: de Puzstube vu dr Bauersfrooe is dr Stoall, oc alleene dr Stoall!“ und an ein eigenes Leben voll Beten und Bangen denkend, zittert durch ihre Rede der Wunsch, der Herrgott möge der jungen Bäuerin gnädig sein und ihr eine glückliche Hand schenken mit dem Vieh, dem lieben Vieh.

Drüben in der Scheune treffe ich inmitten von Staub und Stroh auf fleißigsten Betrieb. Saufend schießen die Garben über die Trommel der Dreschmaschine, rauscht das Stroh über die Schüttler und wird unten von flinken Händen wieder zu Gebunden geschlungen, die sich hoch zu Bergen türmen. Unter der Maschine aber rinnt ein stetes Fließlein schweren Kornes in die Säcke. Der junge Bauer gewahrt mich und lacht mir aus verstaubten Augen entgegen. Dann reißt er den Hebel des Elektromotors herab und legt eine allen willkommenen kurze Pause ein. Lachend und schwitzend kommen die junge Frau und die anderen hinter dem Stroh hervor. Und noch einer tritt langsam vom hinteren Tore heran. Es ist einer aus der großen Stadt, der im Dorf zur Sommerfrische weilt und beim Dreschen zugeschaut hat. Ich trete zu den vollen Säcken und lasse die köstliche Gottesgabe durch die Hände rieseln. Da sagt der Fremde: „Das ist ja eine saure Arbeit mit dem Korn.“ Jawohl, und die Gedanken reihen sich aneinander um Ausaat und Wachstum, um Reifen und Ernte, um Ausdrusch und Ausmahlen, bis zum heißen Ofen des Bäckers. Es ist ein langer Weg voll Hoffen und Bangen, voll Schweiß und Arbeit und Gebet, voll Glück und Unsicherheit, ehe wir das weiße Brot zum Munde führen können.

Die Arbeit drängt wieder nach kurzer Unterhaltung. Wo der Vater sei, frage ich den jungen Bauer. Der adert droben am Birkenhübel. Freilich will ich auch den alten Bauer begrüßen u. strebe den Feldweg hinaus, dem Gespann mit den Braunen entgegen, die ich draußen vor dem Walde über den Berg stapfen sehe. Ruhig greift der Pflug ins Land und zur Tiefe und wendet Scholle um Scholle in drehender Spirale, damit der Boden neue Gare bilde für neue Frucht. Als mich der alte Bauer erkennt, zieht er die Leine straff und macht in der Furche Halt. Er streckt mir die harte erdige Hand entgegen und wir setzen uns ein Weilschen am Feldrain auf den Rasen. Ernst geht die Rede um Ernte und Preise, um Weltgeschehen und Wetter und neue Aussichten. Immer wieder hat uns

der liebe Gott nicht verlassen mit Wachstum und Gedeih, so klingt es aus den Worten des alten Landmannes, aber eine Schande war es seit altersher, daß mit dem edelsten Produkt, das ein Land hervorbringt, mit der lieben Nahrung und dem täglichen Brot, ein spekulatives Spiel getrieben wurde an den Börsen und in jüdischen Kontoren. Unter eisgrauen Augenbrauen tastet sich ein treuer Blick heran zu meinem Hakentanzabzeichen, ein Blick voll Zuversicht, daß damit nun ein Ende wird.

So reden und sinnen wir vertrauensvoll, während drunten im Tale das gestreckte Dorf lärmt und hinter uns der Heimatwald am Berge träumt und raunt. Dicht vor uns aber glänzt im Boden der blanke Pflug, vor dem die gutgenährten Brauen die Ohren spizen. Da zieht mir, angefichts dieses edlen Bildes, ein alter schöner Bauernspruch durch den Sinn:

Das schönste Wappen in der Welt,
das ist der Pflug im Ackerfeld!

Nicht missen möchte ich die treue Freundschaft der einfachen Bauern unserer Heimat, die die fleißigen Gehilfen des ewigen Gottes sind, der für uns alle das tägliche Brot wachsen läßt, und gern und immer wieder lehre ich ein im heimeligen Bauernhaus, wo vor den niedrigen Fenstern lebensrot die Blumen blühen und drinnen auf dem Wandbrett griffbereit die zerlesene Bibel und das Gebetbuch liegen.

Der Kretscham in Schirgiswalde vor 500 Jahren.

Mit dem Worte Kretscham bezeichnete man in unserer Oberlausitz von alters her den Dorfgasthof, und zwar nicht nur den Ortschaften wendischen Ursprungs, wie man der Wortableitung nach vermuten sollte, sondern auch in den von allem Anfang an rein deutschen Orten. Wenn es auch außer Zweifel steht, daß es in den meisten Dörfern unserer Gegend schon im Mittelalter einen Kretscham gab, so sind doch die Fälle nicht allzu häufig, daß wir bereits zu dieser Zeit von dem Dasein eines solchen eine bestimmte Kunde erhalten. Mancherorts findet sich auch die Bezeichnung „Gericht“ oder „Erbgericht“ für das mit Schankgerechtigkeit begnadete und den dörflichen Gerichtsungen dienende Gut. Bisweilen tritt auch die deutsche neben der wendischen Namensbezeichnung in einem Orte auf, wie dies in unserm Schirgiswalde der Fall zu sein scheint.

Wir kennen allerdings auch Beispiele, daß außerhalb der Ortschaften gelegene Gasthöfe und Gastwirtschaften, vor allen an belebten Straßen, Kretschame genannt werden. Es sei hier nur an den Wasserkretscham und den Rothkretscham bei Weißenberg erinnert. Es kommt schließlich auch vor, daß eine irgendwo neu errichtete Schenke als Kretscham bezeichnet wird, wie uns dies von der 1732 im Rottmarwalde erbaute Rottmarschenke bekannt ist.

Bei der Feststellung eines Kretschams zur Zeit des Mittelalters sind wir auf gelegentliche Erwähnungen angewiesen. So teilt uns Dr. Piss folgendes aus der Vergangenheit von Schirgiswalde und Sohland an der Spree mit:

Ein Anteil von Schirgiswalde, das Niedergut, ging durch Wiederverheiratung einer verwitweten von Luttk mit Hans von Rechenberg, welcher 1481 sächsischer Amtshauptmann auf Tollenstein war, 1473 an des letzteren Familie über. Dieser lebte mit seinem Nachbar Benzel von Kopperitz auf Sohland in anhaltendem Zwist. Er nahm einst einen ledigen Bauernsohn aus Sohland unter Erfüllung der Rechtsvorschriften zu seinem gehuldeten Untertanen an. Als dieser einmal im Kretscham zu Sohland weilte, machte Benzel von Kopperitz sein angebliches Herrenrecht geltend, forderte Bürgen von dem Knechte, und zog, als er solche nicht stellen konnte, das Messer, schlug den Ärmsten blutrünstig und sperrte ihn in den Stock auf dem Kirchboden zu Sohland. Dies geschah um

1480. — Im Jahre 1649 hören wir sodann auch von einem Kretscham in Ober-Sohland.

Fast ein halbes Jahrhundert erhalten wir eine sichere Nachricht vom

Kretscham zu Schirgiswalde.

In der Zeit zu Ende 1434 oder Anfang 1435 gelangte in den Besitz der unserer Gegend benachbarten Herrschaft Wildenstein ein Benesch Berka von der Duba, der seine beiden Brüder Hinko und Albrecht zu Mitbesitzern annahm. Diese neuen Besitzer brandschatzten rücksichtslos die Nachbargebiete, ohne viel nach den Eigentümern der Güter zu fragen. Ein gewisser Mathis Scheffir gestand bei der peinlichen Befragung (auf der Folter) eine Menge von Raubzügen ein, die er mit Petir auf dem Wildensteine, Libintal, dessen Schwager Gregor, Hanoschin auf Lämberg und mehreren Schirgiswaldern in der Sebnitzer und Hohnsteiner Gegend unternommen hatte. Die Gesellen hatten ihr Stelldichein in dem Kretscham zu Schirgiswalde, wo sie ihr „Trankgeld“ empfingen. Die Burg Wildenstein wurde daraufhin belagert und mußte sich am 4. Juni 1436 ergeben. — Zwölf Jahre später, 1448, ließ ein Hans von Luttk auf Schirgiswalde seine Frau Katharina mit 4 Mark Zins, dem Kirchlehn, Gericht, Vorwert gegen Sohland und andern beleibdingen. In dieser Urkunde tritt der Schirgiswalder Kretscham unter der Bezeichnung „Gericht“ auf, die sich unter dem Namen Erbgericht ja heute erhalten hat. D. Sch.

Die Wehrsdorfer Bibel-Austeilung.

Ein Ungenannter schenkte im 18. Jahrhundert der armen Schuljugend jährlich fünf Bibeln.

In vergangenen Zeiten war die Fürsorge für arme Volksgenossen zum größten Teil der privaten Wohltätigkeit überlassen. Sie erstreckte sich aber nicht nur auf die Bedürfnisse des Leibes, sondern auch auf die der Seele. Auf den Dörfern war es insbesondere die Gutsherrschaft, die sich um das religiöse Leben ihrer Untertanen bekümmerte. Sie unterhielt zu einem großen Teil die Kirche, sorgte für ihre Ausschmückung, berief den Pfarrer und wachte — sofern es ernst mit ihren obrigkeitlichen Pflichten auf diesem Gebiete nahm — darüber, daß ein guter christlicher Sinn die Gemeinde beherrschte.

Daneben aber fanden sich noch andere begüterte Personen, die, oft aus einer schweren seelischen Erschütterung heraus, sich für das Seelenheil ihrer Mitmenschen verantwortlich fühlten. Zur Festigung und weiteren Ausbreitung eines wahren christlichen Glaubens teilten solche Menschen gerne Bibeln aus. Da aber vor rund 150 Jahren die Zahl derjenigen, die schreiben und lesen konnten, noch sehr gering war, so suchten sich die frommen Spender gerne ältere Schulkinder als Empfänger für ihre wertvolle Gabe aus.

Auch die Wehrsdorfer arme Schuljugend hatte sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts eines Wohltäters zu erfreuen, der ihr jährlich fünf Handbibeln schenkte, wie wir aus einem Dankschreiben „an den ungenannten und zur Zeit noch unbekanntem Stifter dieser Bibel-Austeilung“ vom 26. Dezember 1778 im Lausitzischen Magazin wissen. Wir ersehen auch aus dem Schreiben, daß der Stifter schon seit fünf Jahren die Bibeln aus Budissin übersandt hat, denn die Zahl der bisher gestifteten Bibeln wird mit 25 angegeben.

Nach dem Willen des frommen Stifters sollte die Verteilung der Handbibeln nach diesen Bedingungen erfolgen:

1. Es sollen die allerärmsten und bedürftigsten Kinder sein;
2. sollen sie vorzüglich fertig und deutlich lesen können;
3. soll man das Augenmerk auf diejenigen richten, welche das nächste oder nächstfolgende Jahr zum heiligen Abendmahls-Genuß hinzugelassen werden können;
4. sollen die verwaisten Kinder denjenigen, die noch Eltern haben, vorgezogen werden; überhaupt soll

bei der Austeilung ja nicht auf Gunst oder Freundschaft gesehen werden, sondern das Geschenk soll den jetzt Bezeichneten und die, es wert sind mit der Vermahnung überreicht werden:

„Wie sie Gott für diese Wohlthat herzlich danken, sich ihr Lebelang aus dem Worte Gottes unterrichten, erbauen, und dabey gewiß glauben sollen, daß, bey dem rechten Gebrauch, sie der Herr, unser Gott, geistig und leiblich segnen werde; daß sie, im Gegenteil, bey Verachtung seines heilsamen Wortes, sich Fluch und Strafe zuziehen würden; daß auch — daferne künftighin noch weiter diese Wohlthat für arme Kinder und Waisen, jährlich sollte fortgesetzt werden, — sie sich und ihre Nachkommen, durch ein gottloses Leben, als Unzucht, Hurerey, Diebstahl usw. dieser Wohlthat ganz und gar unfähig und verlustig machen würden.“

In dem Dankschreiben wird dem freundlichen Spender versichert, daß „die Jugend auch diese Wohlthat mit innigst gerührtem Herzen angenommen, und dabey mit Hand und Munde versprochen: das Verlangen des gütigen Wohltäters bestmöglichst zu erfüllen. — Wie denn auch des mehrgerühmten ungenannten Wohltäters Vorsorge und Endzweck, zum Preise Gottes, schon dadurch einigermaßen erreicht befunden werden, daß ganz arme und unwissende Leute, die keine Bibel in ihren Häusern gehabt haben, auch selber wenig lesen können, sich das Evangelium und heilsame Lehre Jesu von ihren Kindern haben vorlesen lassen; daraus sie denn zum Trost und zur Freude ihrer Seelen sich untereinander unterrichtet, erbauet und erquicket haben.“

Mit den herzlichsten Dankesworten und Segenswünschen an den unbekanntem Wohltäter schließt das Schreiben unter Anziehung von Luc. 14, 14. R.

100 Jahre Prebischtor.

Vor 100 Jahren wurde auf dem Prebischtor eine Unterkunftsstätte errichtet, in der es auch Verpflegung gab für die kühnen Wanderer, die das damals noch wenig erschlossene sächsisch-böhmische Elbsandsteingebirge durchstreiften. Ohne Zweifel ist das Prebischtor eines der interessantesten Sandsteingebilde des ganzen Gebietes. Ein hotelartiges Gasthaus kann eine große Anzahl Gäste beherbergen. Der Besuch aus Deutschland hat aber seit Jahren sehr nachgelassen, und gerade Herrnskretschien leidet gewaltig unter dem Wegbleiben der Reichsdeutschen. Zum Prebischtor führen verschiedene Zugänge. Der bequemste ist der von Herrnskretschien aus. Der großartigste jedoch ist der von Rainwiese über die Flügelwände. Das Prebischtor ist ein hohes Felsentor, ähnlich dem Kuhstall, nur ist es großartiger als dieses. Die Natur hat hier eine Brücke über eine breite Kluft gespannt, und so ist ein Felsentor entstanden, wie es — nach der Aussage von Kennern — in gleicher Schönheit und Eigenart in Europa nicht mehr anzutreffen ist. Die Oeffnung des Tores hat die ansehnliche untere Breite von 26 Metern bei einer Höhe von 21 Metern. Die Felsenplatte, die den wunderbaren Prebischregel mit der gegenüberliegenden, steil abfallenden Felswand verbindet, ist 17 Meter lang und 3 Meter dick.

Der Blick in die Tiefe ist großartig. Ein wild zerklüftetes Felsenlabyrinth baut sich vor dem erstaunenden Besucher auf, das wie ein Bild aus einem Märchenlande wirkt. Wer aber den Aufstiege auf die Brücke nicht scheut, dem zeigt sich die Gebirgswelt in schier unbeschreiblicher Schönheit. Groß ist die Zahl der Berge und Kuppen, die sich ringsum erheben und die deshalb so reizvoll erscheinen, weil sie je nach der geologischen Beschaffenheit die verschiedensten Formen aufweisen. Unter den vielen Bergen finden wir recht gute Bekannte, wie den Kaltenberg und den spitzen Kleis. Rechts davon erhebt sich der Regel des Mittenberges bei Proschlau, dann folgt der Steinschöner Berg, vor dem sich Steinschönau hinzieht. Die hochgelegene Kirche von Pargen erscheint rechts davon.

Im Süden fesselt uns der Rosenberg, der der ganzen Gegend sein Gepräge verleiht. Diese basaltische, schön geformte Kuppe erhebt sich unmittelbar aus der Hochebene. Vor ihm lugen die Häuser von Stimmersdorf über die Wälder hervor und rechts davon die von Rosendorf und Arnsdorf. Auch der Rammnitzer Schloßberg mit seiner Ruine ist zu sehen. Richten wir den Blick nach Westen, so fällt vor allem der hohe Schneeberg bei Bodenbach auf. Bei klarem Wetter erscheinen sogar die Berge als Osterzgebirges. Mehr nach Westen zu tauchen der Zirkelstein und die Kaiserkrone auf, die an ihren 3 Zacken kenntlich ist. Zwischen Zirkelstein und Kaiserkrone schaut der Geising hervor.

Die Ersteigung des Prebischtores erfordert keine große Anstrengung. Von Herrnskretschien führt ein bequemer Weg bis zur Gastwirtschaft. R.

Ein Stück verschwundener Landstraßenromantik.

Wir Menschen des 20. Jahrhunderts können uns kaum noch vorstellen, wie es auf den deutschen Landstraßen aussah, als noch die gelbe Postkutsche durch die Lande fuhr und das rossespannte Fuhrwerk des Botenfuhrmanns den Güterverkehr versah. Damals sperrten allüberall Zollschranken mitten im deutschen Vaterlande die Weiterfahrt. Ja selbst innerhalb der einzelnen Länder und Ländchen gab es Schlagbäume, die sich den Geschirren entgegenstellten, bis ihr Lenker das „Chausseegeld“ entrichtet hatte. Bis an die Jahrhundertwende heran erhielten sich diese Schlagbäume auch in unserem Sachsenlande, und noch heute sieht man an so mancher Straßenkreuzung die ehemaligen „Chausseewärterhäuschen“. Die Schlagbäume sind verschwunden, aber ein kleines Schiebefensterchen kündigt noch den einstigen Zweck des Häusleins, das meist einstöckig mit hohem Dach und echt erzgebirgischem Fachwerkgiebel am Straßenkreuz steht.

Der Begegeldnehmer war gewöhnlich ein ehrsamer Handwerker, der hinter seinem Schiebefenster sein Handwerk betrieb. Er hatte kein leichtes Leben, denn er war gewissermaßen Tag und Nacht im Dienst, weil es schon zu Großvaters Zeiten Nachtschwärmer gab.

Der alte Herr, den ich in seinem ehemaligen Zollhause aufsuchte, zeigte mir einen treu aufgehobenen langstielligen Löffel, sein einstiges Handwerkszeug als Begegeldnehmer. Hielt ein Gespann vorm Hause, dann legte er seinen Schusterhammer beiseite, öffnete das Schiebefensterchen und steckte den langen Löffel hinaus, sodaß er bequem vom Kutschbock zu erreichen war. An ihm war mit einer Zwinge schon gar sinnreich die Quittung über den Wege Zoll befestigt, und hatte der Kutscher seinen Obolus entrichtet, dann öffnete sich der Schlagbaum. Mit Hü und Hott ging es weiter, und der alte Herr hinter seinem wieder geschlossenen Schiebefenster griff erneut zum Schusterhammer.

Die Gemeinden unterhielten mit dem Begegeld die Straße. Einen kleinen Prozentsatz durfte der Begegeldnehmer als Lohn für sich behalten. Reichtümer waren dabei allerdings nicht anzuhäufen, und ohne das ehrsame Handwerk wäre wohl kein Auskommen möglich gewesen. Immerhin wurde die Begegelderhebung von den Betroffenen als recht unangenehm empfunden, denn die Gebühren waren für die damaligen Geldverhältnisse ziemlich hoch. Der alte Herr hat ihre Staffelung auch heute noch im Kopfe, deren Logik man allerdings nicht mehr recht versteht. Man unterschied nämlich zwischen geschirrten oder gesattelten und ungeschirrten oder ungesattelten Tieren, wobei es keine Rolle spielte, ob die Tiere tatsächlich vor ein Fahrzeug gespannt waren bezw. einen Reiter trugen oder nicht. 12 Pfennige erhob man für Pferd, Kuh oder Esel, so sie geschirrt oder gesattelt waren, während sie ungeschirrt oder ungesattelt nur 4 Pfennige kosteten.

Kälber und Schafe waren billiger. Sie durften zu fünft für zwei Pfennige passieren.

Die Begegeldenehmer sahen noch die ersten Kraftwagen. Ehe sich aber der Kraftwagenverkehr recht entfaltet, verschwanden Schlagbaum und Begegeldeinnahme. Nur das Zollhäuschen blieb mit seinem Schütze. Aber der alte Herr wird nicht mehr des nachts von einem übermächtigen Kutscher aus dem Schlafe getrommelt. Er kann in Frieden seinen Lebensabend genießen. Und auch wir wollen diesem Stückchen vergangener Landstraßenromantik nicht nachtrauern. Denn sie hätte keine Berechtigung mehr im Straßenverkehr des 20. Jahrhunderts.

F. L. G.

Zu einsamen Höhen.

Von Hermann Klippel.

Mit seltsam dunklem Blick grüßen die Berge der Gausitz, und ihr Gruß ist das Atmen der Heimat, das mich immer wieder mit kosender Wärme streift. Ein ewig neuer, unergründlicher Reiz ist es, der wirbt und lockt, und es drängt mich zu den dunklen Höhen, wie es den Bauer zur dustenden Scholle und das Kind zur Mutter zieht. Erdverbundenheit? Wunderbares Geschehen der Heimat!

Wieder geht es in die Berge! Es ist schön, auf bequem hergerichteten Wegen zu den bekannten Gipfeln aufzusteigen, wo oben Turm und Gasthaus zu herrlicher Fernsicht und angenehmer Rast einladen; aber es behagt mir nicht, immer wieder dieselben Pfade dahinzusteigen, die auch jeder andere ohne Mühe gehen kann. Mich locken die einsamen Gipfel, die kaum einer erklimmt, weil „nichts oben“ ist. Und doch stehen sie oft genau so kühn und trohig wie die turm- und baudengekrönten Berge im Land. Da ist in der Mittellausitz der Taubenberg mit dem Hornsberg, der Schirgiswalder Hohberg, der Pan Dietrich bei Lautwalde, dann der Berg von Pöck. Schau zu den verlassensten Höhen hinauf. Was ist da oben Unbekanntes? Erscheinen sie nicht reizvoller und seltsamer als jene, darauf es immer nach Menschen riecht? Gewiß, es sagt keine Tafel den Weg an, man muß zum Pfadfinder werden und immer wieder gespannt der nächsten Vorwärtsmöglichkeit entgegenblicken. Ist das nicht schon ein seltener Reiz? Auf Holzwegen und Wildpfaden geht es hinan, durch Gestein und Dornengerank. Aber kein weggeworfenes Papier verunziert den taufrischen Pfad, und, oh Wunder: ganze Kolonien von bunten Bilzen stehen da, und kein einziger ist dabei, der unbarmherzig umgeschlagen wurde. Menschenferne Stille ringsum. Immer näher zieht mich die Natur an ihre dustende Brust. Ohne Scheu äugt die Meise vom Dickicht herab. Dann ist eine Lichtung auf freier Höhe. Die Heimatdörfer liegen in ganz neuem Blickwinkel im Tale, daß es dem erstaunten Auge scheinen will, als schaute es in ein fremdes schönes Wunderland.

Wohl sind die Wege meist mühsam, die zu den einsamen Höhen führen, aber zum Genusse seltener Schönheit gesellt sich die Entdeckerfreude und wiegt die Mühen auf. Immer ist es ein Gewinn, der übrig bleibt. Und wenn ich zuletzt am einsamen Gipfel stehe, wo nicht selten ein bemooster Denkstein oder die zerwetterten Wände grauer Gipfelklippen grüßen, dann empfinde ich im herben Höhenwind der Heimat die Nähe des Schöpfers, und es ist, als hätte ich eine seltene Frucht gefunden, auf der noch der Sammethauch des Unberührteins liegt.

Zu einsamen Höhen.

Es führt zu den einsamen Höhen
kein tändelnd bequemer Weg.
Du mußt über Steine gehen
und oft durch Dornengeheg.

So klimmst du auf einsamen Stegen.
Doch das gerade ist schön,
das Tasten und Suchen nach Wegen
hinauf zu den stillen Höh'n.

Ist endlich die Müh' überwunden,
dann atmest du wohl befreit.
Du hast dich zum Ziele gefunden
im Glück schöner Einsamkeit.

Hermann Klippel.

Helft unsere Schlösser und sonstigen Baudenkmale vor Wandinschriften und ähnlichen Beschädigungen bewahren.

Der Landesverein Sächsischer Heimatschutz schreibt:

Unsere Burgen, Schlösser und sonstigen Kunst- und Kulturdenkmale sind als Wahrzeichen des Wesens und Werdens unseres Volkes und um ihrer Schönheit willen ein beliebtes Ausflugs- und Reiseziel. Leider wird der Besucher solcher Sehenswürdigkeiten nur zu oft in seinen Eindrücken auf das Empfindlichste gestört durch die Schmierereien, mit denen unreife Menschen jeden Alters jeden Quadratzentimeter der Wände und aller möglichen Gegenstände zu bedecken lieben. Die Leute, die ihren Besuch an diesen Stätten für so wichtig halten, daß sie ihn durch „Wandinschriften“ und „Wandzeichnungen“ der Nachwelt überliefern möchten, mögen bedenken, daß sie außerordentlich rücksichtslos gegen ihre Volksgenossen handeln, die sich dem historischen Gehalt oder der Schönheit des Bauwerkes hingeben wollen, ohne an jeder Wand, Fensternische oder Tischplatte auf Primitivitätsäußerungen eines Kurt E. oder einer Hilde G., zu stoßen. Sie mögen aber auch bedenken, daß sie sich nicht nur selbst lächerlich machen und als Menschen von schlechtem Geschmack offenbaren, sondern auch auf Schadenersatz in Anspruch genommen und wegen Sachbeschädigung gerichtlich bestraft werden können. Sachbeschädigung setzt nicht etwa voraus, daß der Name eingeschnitten oder eingeritzt wird, es kann schon das Beschreiben der Wände mit Namen und dergl. genügen. Die Schmierereien haben in der letzten Zeit einen erschreckenden Umfang angenommen. Es bleibt deshalb keine andere Möglichkeit, als in Zukunft in jedem Falle unnachsichtlich Strafantrag wegen Sachbeschädigung zu stellen. Die Kastellane der Schlösser usw. und Führer der Besichtigungen sind berechtigt, von jedem Uebelthäter sofortige Legitimierung zu verlangen oder ihn, wenn seine Personalsien nicht sofort festgestellt werden können, bis zum Eintreffen der Polizei vorläufig festzunehmen. Werden Beschädigungen erst nachträglich entdeckt, so werden in geeigneten Fällen Erörterungen zur Ermittlung der Urheber angestellt werden. Die anständige Wahrheitsliebe der Volksgenossen wird dabei um ihre Mitarbeit gebeten. An die Lehrerschaft und die Führer von Jugendgruppen ergeht die besondere Bitte, die ihrer Aufsicht unterstehenden Jugendlichen mit Nachdruck aufzuklären.

**Halte Deiner
Heimatzeitung
die Treue!**